

1915 – der Krieg wird Normalität

Essay zum Fricktaler Projekt «Kriegsnachrichten»

Europa versank vor 100 Jahren in den Wirren des Ersten Weltkrieges. Unser Autor beschreibt in seinem Text die ersten drei Monate des Jahres 1915 und greift dafür auch auf Quellen aus dem Fricktal zurück.



Jürg Stüssi-Lauterburg, Militärgeschichtler

FRICKTAL. «Für Gott und Vaterland. Für Wahrheit und Recht.» Das Motto der Neuen Rheinfelder Zeitung muss 1914 zu ganz besonderen Silvestergedanken geführt haben, waren doch Wahrheit und Recht in Zeiten von Zensur und Selbstzensur fast aus der Welt gekommen. Was hatte der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg nicht am 4. August 1914 im Reichstag erklärt: «Wir sind jetzt in der Notwehr; und Not kennt kein Gebot. ... Das Unrecht – ich spreche offen –, das Unrecht, das wir ... tun, werden wir wieder gutmachen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist.» Solcher – wenn auch hemmungsloser, aber immerhin noch vorhandener – Biedersinn überlebte die Wirkungen von Stahlgranaten und Maschinengewehren in den letzten Monaten des Jahres 1914 nicht. Der von Frontsoldaten gefeierte Weihnachtsfriede 1914 war das letzte Aufflackern der alten Werte. Deren Entwertung und die Erosion der Autorität der traditionellen Eliten im Krieg führten zum Triumph des Nihilismus und des Totalitarismus, des Kommunismus Lenins 1917, des Faschismus Mussolinis 1922, des Nationalsozialismus Hitlers 1933. Doch das warf am Jahresanfang 1915 erst unbestimmte Schatten voraus.

Ringens um einzelne Bauernhöfe

Der Krieg im Westen war zum Ringen um einzelne Bauernhöfe geworden. Dass sich auf die Art und Weise, welche die *Neue Rheinfelder Zeitung* am 2. Januar 1915 ganz oben auf der Titelseite mit den Worten eines deutschen Communiqués schilderte, ein Sieg nicht erzielen liess, war offensichtlich: «... von einer Wiederrücknahme des durch feindliche Artilleriefeuer vollkommen zusammengeschossenen Gehöftes St. Georges wurde mit Rücksicht auf den dort befindlichen hohen Wasserstand abgesehen.»

In das Grauen hinein fiel gelegentlich doch ein wenig Licht, so dass die Zeitung am 9. Januar vermelden konnte, der Vorschlag Papst Benedikts XV, nicht mehr kriegstaugliche Gefangene auszutauschen, sei von den Kriegsparteien angenommen worden.

Die Schweiz war mässig vorbereitet in die Grenzbesetzung eingetreten. Gewiss, am Dienstwillen der Offiziere und Mannschaften war insgesamt nicht zu zweifeln. Der nach Dufour und Herzog dritte durch die Vereinigte Bundesversammlung gewählte General Ulrich Wille schrieb im Rückblick in seinem Generalsbericht (Seite 10) fast schon euphorisch: «Die Auslandschweizer eilten von weit herbei, erfüllt von der Sorge, zu spät zu kommen. Sie, wie überhaupt alle, die aus der geweihten Stimmung der gemeinsamen Gefahr in den Alltag zurückglitten, behalten die schöne Erinnerung an die ersten Augusttage 1914 als Zuversicht für alle Zukunft.»



Die Schweiz war mässig vorbereitet in die Grenzbesetzung eingetreten. Hier ein Bild aus Rheinfelden.

Foto: zVg

Gefährdeter Zusammenhalt

Allein, das Land war in seinen Sympathien bei Kriegsbeginn im Prinzip nach Sprachgruppen geteilt und es bedurfte grösserer Anstrengungen, einen für die unabhängige politische Existenz der Schweiz minimalen Konsens im Lande selbst zu erhalten. Der Dichter Carl Spitteler (Literaturnobelpreis 1919) hielt am 14. Dezember 1914 im Zürcher Zunfthaus zur Zimmerleuten seine berühmte Ansprache «Unser Schweizer Standpunkt»: «Alle, die jenseits der Landesgrenze wohnen, sind unsere Nachbarn, und bis auf weiteres liebe Nachbarn; alle, die diesseits wohnen, sind mehr als Nachbarn, nämlich unsere Brüder. Der Unterschied zwischen Nachbar und Bruder aber ist ein ungeheurer. Auch der beste Nachbar kann unter Umständen mit Kanonen auf uns schießen, während der Bruder in der Schlacht auf unserer Seite kämpft. Ein grösserer Unterschied lässt sich gar nicht denken.»

Zum eigens ausgerufenen Friedensbittag des 21. Februars 1915 äusserte sich der (1876 in der Rheinfelder Stadtkirche St. Martin geweihte) christkatholische Bischof der Schweiz Eduard Herzog ganz ähnlich, wie die *Volksstimme aus dem Frickthal* vom 20. Februar zu berichten wusste: «Unser Volk redet verschiedene Sprachen und wendet, wie das gar nicht anders sein kann, seine Vorliebe den Nachbarn zu, mit denen es sprachverwandt ist und im täglichen Leben am meisten in Beziehung kommt. Das verschafft uns den grossen Vorteil, mühelos an jedem Kulturfortschritt benachbarter Völker teilzunehmen und eigene Errungenschaften über die Grenzen unseres Landes hinaustragen zu können. Gerne denken wir daran, dass in der geo-

graphischen Lage und Beschaffenheit unseres Vaterlandes auch die Stellung angedeutet sei, die unserm Volk inmitten der uns umgebenden Nationen zukommt: unser Hochland müsse uns eine stete Mahnung sein, uns in jeder Form der Gesittung und menschlichen Leistung und Einrichtung auf der Höhe zu erhalten, und wie sich von unseren Gletschern her reine und frische Wasser nach allen Seiten ergiessen, so hätten wir darauf Bedacht zu nehmen, dass alles, was wir unsern Nachbarn bieten, nur in guten Anregungen und guten Diensten bestehe.»

Wer aber glauben würde, nach Dichter Spittelers Rede, nach Bischof Herzogs Aufruf und anderen Voten derselben Art sei die Lage für jedermann klar gewesen, würde irren. Es gibt einen Grund, dass die *Volksstimme aus dem Frickthal* am 30. März 1915 das durch den Bundesrat aus Anlass überschwänglicher profranzösischer Kundgebungen in Freiburg erlassene Kreis Schreiben an die Kantone zitiert: «Die vergangene Woche in Freiburg begangenen Ausschreitungen haben uns in unserer Auffassung bestärkt, dass in weiten Kreisen unserer Bevölkerung eine Stimmung Platz gegriffen hat, die unsere ernste Sorge zu erwecken geeignet ist. Nicht nur kommen die Sympathien und Antipathien in Bezug auf die einzelnen kriegführenden Staaten in einer Art und Weise zum Ausdruck, die mit der Stellung und den Pflichten eines neutralen Staates nicht vereinbar ist, sondern es zeigt sich dabei gleichzeitig ein Mangel an nationalem Fühlen und Denken, den wir mit tiefem Bedauern feststellen können.»

Die exakten Formulierungen dürften weniger dem aus dem Tes-

sin (Airolo) stammenden Bundespräsidenten Giuseppe Motta zuzuschreiben, sondern eher aus der Feder des aus dem Aargau (Windisch) stammenden Bundeskanzlers Hans Schatzmann geflossen sein. Die reale Schwierigkeit, den Zusammenhalt der multikulturellen Schweiz unter den Bedrohungen der Epoche der Weltkriege und darüber hinaus zu erhalten, ohne die wesentlich zum Charakter der Eidgenossenschaft gehörende Freiheit, zu der immer auch Meinungs- und Pressefreiheit gehören, allzu stark zu beeinträchtigen, blieb noch lange bestehen. Die Problematik trat 1945, am Ende des Zweiten Weltkrieges, ein wenig zurück, besteht aber im Grunde unter völlig veränderten Umständen heute noch.

Nachrichten aus einer kriegerischen Zeit

FRICKTAL. Das Fricktaler Projekt «Kriegsnachrichten» macht die Originalausgaben der «Volksstimme aus dem Frickthal» und der «Neuen Rheinfelder Zeitung» aus den Jahren 1914 bis 1918 im Internet für jedermann zugänglich (die NFZ berichtete). Zudem erscheint vierteljährlich ein Essay, basierend auf der Berichterstattung des jeweiligen Quartals, in welchem der Autor das Kriegsgeschehen thematisiert und unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet.

Jürg Stüssi-Lauterburg, Autor des hier publizierten Beitrages, ist Militärgeschichtler. Er wohnt in Windisch. (nfz)

Materielle Sorgen

War 1915 aus innen- wie aussenpolitischen Gründen allzu klare Parteinahme für die eine oder andere Kriegspartei unerwünscht, so sah sich die Zeit auch ganz materiellen Sorgen gegenüber. Die 10- und 20-Franken-Goldmünzen, die wir heute «Vrenelis» nennen, waren bis im Juli 1914 über die Ladentische gegangen, nun aber weitgehend in den Hortungsbeständen des Bundes, der Banken und Privaten verschwunden. An ihre Stelle war die Annahmepflicht für Banknoten getreten (auch solche der Staatskasse und der Darlehenskasse der Schweizerischen Eidgenossenschaft), anders wäre der Bargeldumlauf in Kriegszeiten nicht zu sichern gewesen. Der Finanzbedarf des Staates, primär durch das – im Jura, rittlings der französisch-deutschen Front konzentrierte – Truppenaufgebot konnte mit den Zöllen nicht mehr gesichert werden. Deshalb rang man sich zu einer ausdrücklich als solche bezeichneten Kriegsteuer durch, über deren Vorbereitung *Volksstimme aus dem Frickthal* am 30. März 1915 gleichfalls berichtet. Man hatte sich den Fakten zu stellen: Der Bund brauchte Geld, hoffte aber immer noch, es werde sich um eine einmalige Abgabe handeln und nach Kriegsende könne das Land auch in dieser Beziehung wieder zur Vorkriegsordnung zurückkehren. Die Hoffnung sollte sich als trügerisch erweisen, doch selbst Pessimisten hätten wohl Ende März 1915 kaum gehaut, wie lange er auf sich warten lassen würde, der Friede, der wirkliche, wahre, dauerhafte Friede.